



[Nachdruck verboten.]

Absinth.

Roman von M. Corelli.

28) Aus dem Englischen von Adele Berger.

„Ich habe Sie verflucht?“ wiederholte sie mechanisch . . . „ich? O ja, ja . . . ich erinnere mich . . . es war an jenem unglückseligen Tage . . . ich war außer mir vor Schmerz und Zorn — aber glauben Sie mir, noch in derselben Nacht betete ich für Sie! Ich habe immer für Sie gebetet . . . für Sie und meine arme Pauline . . .“

Die weiche Stimmung, welche ihr Anblick in mir erregt hatte, erstarb plötzlich zu eisigem Eynismus.

„Bei Gott, Frauen sind feltame Geschöpfe!“ sagte ich mit einem bitteren Lachen. „Am Mittag verfluchen sie einen Mann, und um Mitternacht beten sie für ihn! Komisch! Aber hüten Sie sich, die Namen unglücklicher Liebender in einem Athem zu vereinigen, selbst im Gebet — wenn Ihr Gott logisch ist, so kann er eine solche Bitte nicht gewähren — zum Beispiel sehen Sie ja, wie er für mich gesorgt hat!“

Ihr Kopf sank herab, ein Schauer lief durch ihren Körper, aber sie schwieg.

„Sehen Sie mich an,“ fuhr ich rücksichtslos fort. „Si hätten mich ja gar nicht erkannt, wenn ich mich nicht zu erkennen gegeben hätte! Erinnern Sie sich noch an Gaston Beauvais? Was für ein Dandy er war, wie nett und elegant, fast peinlich in der Kleidung? Erinnern Sie sich, wie er nie an etwas Anderes dachte, als seine Arbeit gewissenhaft zu erfüllen, keine Schulden zu machen, gegen Alle ehrenhaft zu handeln und mit der Welt auf gutem Fuß zu stehen? Er war das dümmste Geschöpf auf der Welt — er glaubte an die Möglichkeit von Glück — er liebte und hielt sich für geliebt! Er wurde betrogen und genarrt wie alle diese vertrauensvollen Einfaltspinsel und nahm die Prügel des Schicksals ziemlich ungeberdig hin. Endlich aber wurde er weise — er sah ein, daß die Männer Dummköpfe und Narren, die Frauen gefallsüchtige Koketten sind, und beifloß zu leben, wie es ihm paßte! Es ist ihm gelungen — da siehe ich, um für seinen Erfolg zu bürgen — ich bin sehr glücklich! Man sagt, daß die Frauen die Männer nur nach ihren Kleidern beurtheilen; aber wenn Sie das thun, so irren Sie sich. Meine Kleider sind wohl abgetragen, aber ich fühle mich in ihnen wohl, und sie sehen mir besser als ein Hoffleid einem Lakaien. Ich sehe krank aus, sagen Sie — aber ich bin nicht krank, ich lebe bloß lustig“ — hier brach ich in ein herbes Gelächter aus, als ich ihren verwundernden, traurigen Blick bemerkte. „Ja, ich bin ein Spieler, ein Müßiggänger, ein Fainéant der Pariser Cafés; ich habe mein Leben in die eigene Hand genommen und es in Stücke gerissen, um es den Hunden hinzuwerfen — und endlich bin ich ein Absintheur, welche Bezeichnung, wenn Sie sie überhaupt verstehen, Ihnen den Schlüssel zu dem Geheimniß meiner jetzigen Existenz geben wird! Und auf mein Wort, wenn ich an meine einstigen albernem Anstrengungen denke, mit unferem abgenutzten System der Moral in Uebereinstimmung zu bleiben, und sie mit meiner jetzigen Freiheit von aller Zurückhaltung und Verantwortlichkeit vergleiche, so habe ich nichts, positiv nichts zu bedauern!“

Während dieser Tirade war das schöne Frauengesicht neben mir immer bleicher geworden; die Lippen waren fest aufeinander gepreßt, die Augen niedergeschlagen. Als ich vollendet hatte, erwartete ich den Ausbruch leidenschaftlicher Vorwürfe, aber nichts kam. Sie nahm ihr Buch auf, bezeichnete mechanisch die Stelle, wo sie zu lesen aufgehört hatte, feste den Hut auf, obwohl ich ihre Hände zittern sah, und sagte einfach:

„Adieu!“

Ich starrte sie erstaunt an.

„Adieu?“ wiederholte ich. „Was meinen Sie? Glauben Sie, daß ich Sie nach so langer Trennung ohne weiteres werde gehen lassen? Es war Juni, als ich Sie zuletzt sah, jetzt ist es Ende September . . .“ mit einer unwillkürlichen, stehenden Gesterbe streckte ich die Hand aus. — „Gehen Sie nicht, Heloise — noch nicht! Ich will mit Ihnen sprechen — ich habe Sie so vieles zu fragen . . .“

„Warum?“ fragte sie wie mechanisch. „Sie haben ja nichts zu bedauern.“

Ich versäumte. Ihre Augen ruhten jetzt fest, aber mit einem klagenden Ausdruck auf mir, der mich sehr erregte.

„Sie haben nichts zu bedauern,“ wiederholte sie. „Die alten Tage sind für Sie vorüber — wie für mich! Während des Zeitraumes weniger Monate ist der beste, der glücklichste Theil unseres Lebens zu Ende gegangen. Nur,“ sie athmete tief auf — „ehe ich gehe — will ich eines sagen — es thut mir leid, daß ich Sie verfluchte oder zu verfluchen schien. Es war unrecht von mir, obwohl nicht ich Sie dazu getrieben habe, Ihr Leben zu zerstören, wie Sie es gethan haben. Ich weiß, daß Sie schwer litten, aber ich hoffte, daß Sie Mann genug wären, um es zu überwinden und zu besiegen. Ich mußte, daß Sie getäuscht wurden, aber ich hielt Sie für großmüthig genug, um diese Täuschung zu verzeihen. Ich hielt Sie für den besten, den ehrlichsten Menschen auf der Welt — ich habe nicht erwartet, daß Sie so schwach und — feig sind . . .“

Sie zögerte vor dem letzten Wort, aber als sie es aussprach, lächelte ich.

„Ganz recht, Heloise,“ sagte ich ruhig, „ich bin ein Feigling, und ich bin stolz darauf! Die Tapferen laufen um Anderer oder um einer Idee willen die größte Gefahr, die eventuellder Erlolge genießen sie aber nicht mit. Diese Mühe vermeide ich, ich bin „feig“ genug, um nur mein Behagen und meine Ruhe zu wünschen — die Ehre überlasse ich jenen, denen an ihr liegt — mir liegt nichts an ihr.“

Sie sah mich empört an, und ihre Augen funkelten.

„O Gott, ist es möglich, daß Sie so tief gesunken sind?“ rief sie. „War Ihnen Ihre grausame Rache nicht genug! Sie haben Pauline aus ihrem Heim vertrieben; ihr Unglück, das Sie so öffentlich verkündeten, tödtete, wie Sie wissen, ihren Vater — selbst der unglückliche Guidel ist geheimnißvoll verschwunden, keine Spur von ihm kann gefunden werden — und mit dieser Verwüstung nicht zufrieden, richten Sie sich selbst zu Grunde! Und warum? Weil ein Kind Ihnen die Treue gebrochen hat: ein Kind, das, wie ich Ihnen gleich sagte, zu jung war, um sich selbst zu kennen; das sich mit Ihnen verlobte, bloß weil es damit ihren Eltern zu gefallen gedachte! Sie hatte damals keine Idee, keinen Begriff von der Liebe; und als sie kam, konnte sie ihr nicht widerstehen.“

„Ich warnte Sie, — ich sah Alles voraus; ich fürchtete es, denn kein Mädchen, so jung und impulsiv wie Pauline, hätte lange in Guidels Gesellschaft sein können, ohne von ihm mächtig angezogen zu werden. Ich warnte Sie, aber Sie wollten nichts sehen; Männer sind so blind! Sie können, sie wollen nicht verstehen, daß in dem Herzen jeder Frau der Hunger nach Liebe ist, ein Hunger, der gestillt werden muß. Als Sie Pauline zurück sahen, hatte sie dieses Gefühl noch nie gefannt — und Sie haben es nie in ihr erweckt; aber bei dem bloßen Blick, dem bloßen Klang der Stimme Guidels erwachte es! Solche Dinge geschehen oft, man kann sie nicht verhindern. Wenn man immer nur dort lieben könnte, wo es rathsam ist! Aber man kann es nicht! Sie aber, Sie haben nichts zu bedauern, sagen Sie nichts, obwohl Sie zwei Familien ins Unglück gestürzt haben.“

Und jetzt haben Sie Ihr eigenes Leben vernichtet! Das hätten Sie schonen sollen; ja, das hätten Sie schonen sollen — und es Gott überlassen!

Ihre Brust wogte, eine tiefe Blutwelle strömte in ihre Wangen und stüßte ebenso rasch zurück.

„Sie hätten es mir ersparen können, zu denken, daß vielleicht mein thörichtes Fluch Ihnen Nachtheil gebracht hat. Das ist ein vager Vorwurf, an den ich trotzdem oft werde denken müssen. Und dennoch weiß ich, daß ich nur im Jörn gesprochen habe, ohne jede Absicht . . . ich konnte nicht“ — ihre Stimme wurde immer leiser — „ich konnte nicht wirklich etwas verfluchen, was ich einst liebte.“

Mein Herz that einen wilden Schlag und stand dann fast still. Liebe. Was sie einst liebte! Hatte sie mich also geliebt? Gewiß, eine Art Instinkt, daß sie mich vielleicht geliebt haben würde, war hier und da, während der Zeit meiner Verlobung mit ihrer Cousine Pauline, in mir aufgestiegen, aber daß sie mir wirklich ungeliebt ihre Neigung geschenkt habe, war nur ein Gedanke, der mir nie gekommen wäre. Und jetzt? . . . Wir sahen uns an . . . sie mit einer Blässe im Gesicht, die ich noch nie bei ihr gesehen hatte — ich erstaunt, aber eines ungeheuren, unwiederbringlichen Verlustes bewußt, eines Verlustes, den ihre Worte „was ich einst liebte“ gänzlich und ewig machten.

„Heloise,“ stammelte ich — und dann verlagte meine Stimme und ich schwieg.

Sie rückte unruhig auf der Bank umher, wo die Schatten der grünen Blätter über sie stürzten, verhielt die weißen Hände ineinander und hob die großen Augen zu dem tiefblauen Himmel auf.

„Es ist jetzt keine Schande mehr,“ sagte sie mit gedämpfter, ernster Stimme. „In dem, was tot ist, giebt es keine Schande. Die größte Sünde, das ärgste Verbrechen wird durch den Tod geführt, und so ist auch meine Liebe nicht mehr tadelnswerth, denn sie ist vorüber. Ich habe Sie seit langer Zeit nicht gesehen — vielleicht werde ich Sie nie mehr wiedersehen — man sagt so viele Lügen im Leben und so selten die Wahrheit . . . aber jetzt muß ich sprechen. Ich hatte Sie geliebt! Sie sehen, wie ruhig ich es sagen kann, wie leidenschaftslos, denn es ist vorbei. Das alte Herzweh quält mich nicht mehr, und ich fürchte mich nicht mehr vor Ihnen. Früher — da fürchtete ich Sie . . . ich dachte, daß Sie mein Geheimniß errathen müßten und mich verachteten. Sie liebten Pauline — sie war viel liebenswerther als ich — und ich wäre wohl ganz ruhig gewesen, hätte ich gewußt, daß sie Sie wieder liebte. Aber ich war dessen nie sicher, ich fühlte, daß ihre Neigung nur die eines Kindes für einen älteren Bruder war — ich fühlte, daß sie nichts von Liebe wisse — von Liebe, wie Sie für sie empfanden, oder — ich für Sie. Aber Sie, Sie sahen nichts . . .“

Sie brach ab, denn ich hatte mich auf die Bank neben sie niedergeworfen und ihre Hände gefaßt.

„Nichts, nichts,“ stammelte ich außer mir. „Wir Männer sehen nie etwas . . . Heloise, Heloise! Sie haben mich geliebt, sagen Sie . . . Sie? Heloise, Heloise, hätte ich gewußt, hätte ich nur ahnen können, daß ich Ihre Liebe erwerben konnte . . . aber jetzt . . . warum haben Sie es mir jetzt gesagt, Sie Schöne, Gute, Thörichte, wenn es zu spät ist!“

Ich war athemlos vor Erregung, obwohl ich mich so weit wie möglich beherrschte, denn ich fürchtete sie zu erschrecken, aber meine ganze Seele war von der Verzweiflung plötzlich so aufgestürt worden, daß ich den Wortschwall, der von meinen Lippen brach, nicht hemmen konnte. Es machte mich wahnsinnig, zu denken, daß wir zwei immer unbewußt am Rande der Liebe gestanden hatten und doch wegen etwas in uns selbst, das der beiderseitigen Anziehungskraft widerstand, und wegen einer Laune des Zufalls und der Umstände die Liebe auf Nimmerwiederkehr hatten entschlüpfen lassen! Und sie — o, sie war kalt und ruhig, oder wenn sie es nicht war, besaß sie die Nerven, es zu scheinen. Ihr Gesicht war ganz farblos, ihre Hand lag passiv in der meinen, kalt wie eine gefrorene Schneeflocke.

„Warum,“ wiederholte ich fast wüthend, „warum haben Sie mir all das erst jetzt gesagt, wo es zu spät ist?“

Ihre Lippen zitterten auseinander, aber kein Ton kam aus ihnen. Dann sagte sie mühsam:

„Gerade weil es zu spät ist, habe ich es Ihnen gesagt, — weil meine Liebe tot ist, sollten Sie wissen, daß sie einst lebte. Klopste noch der schwächste Puls des Lebens in, ihr, so hätten Sie es nie erfahren.“

Und sie zog ihre Hand aus meinen Fingern.

„Sie sind ein seltsames Geschöpf, Heloise!“ sagte ich unwillkürlich.

„Vielleicht,“ antwortete sie mit plötzlicher Leidenschaft, die dem weichen Beben ihrer Stimme Fülle gab. „Und doch, vielleicht nicht so seltsam, wie Sie denken. Es giebt viele Frauen, die lieben können, ohne ihre Liebe in die Welt hinauszuschreien, viele, die aus Liebe sterben und doch kein Zeichen geben, daß sie leiden. Aber wozu noch weiter davon reden. Ich wollte Ihnen nur beweisen, daß ich Ihnen unmöglich wirklich und ernstlich Böses gewünscht haben konnte, und Sie bitten, um der Vergangenheit willen Ihrem Leben nicht mehr zu schaden. Wenn Einem auch von Anderen unrecht geschehen ist, so braucht man sich doch nicht selbst unrecht zu thun!“

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Kaisers Geburtstag in Berlin.

Von Rudolf Stray (Berlin).

Das achtzehnte Jahrhundert wird auf den „Linden“ lebendig! Durch den schneidenden Januarwind, über den glatten, mit Schneebroden und Salzlake bedeckten Asphalt rollt in feierlichem Mastenanzug das Rotoko, vorfindstuliche Glaskutschen, bespuderte, wachsfingergleiche Lakaien auf den Trittbrettern, ein impotanter Kutscher, vom geschweiften Nack den Bierzug meistern, und innen, durch die Spiegel wohl erkennbar, eine satte, eine feierliche, eine sternüberjarte Exzellenz, dumpf bestaunt vom Volke, das längs des Bürgersteigs von dem Schutzmannern bewacht wird, leicht belächelt von den Trafahrenen, der da weiß, wie wenig im Zeitalter der Telegraphen und der Presse, der Kammermehrheiten und des allgemeinen Stimmrechts ein „großes Thier“ an sich zu bedeuten hat.

Wagen an Wagen! Spitzreiter, Schutzmannern hoch zu Rok, donnernde Sechszüge mit Königen und Fürsten, Equipagen an die siebte mit modernen, monoclebewehrten Würdenträgern, aus Niethstutschen gleißend der Glanz verholllener Zeiten, feuerroth gemandete Ritter, goldüberstücte Exzellenzen mit Dreispitz und Degen, freundlich grinsende Japanerchen und breitschultrige Chinesen in blauen Weiberröcken mit hängendem Popf, in offenem Gefährt, in den hechtgrauen Mantel gewickelt mit schwarz-weiß slatterndem Helmbusch die Generale, den strengen Ernst des höchsten Festtags der Armee auf den vermittelten Zügen . . . Alles, Alles strömt den riesig ragenden granen Mauern dahintea zu, über denen sich heute neben dem preußischen Adler das Kaiserbanner stolz im Winde bauscht.

Dort drinnen, in dem ehrwürdigen Hohenzollernschloß, empfängt der Kaiser die Glückwünsche der Höfe, die Huldigung seiner Getreuen. Draußen aber, unter den Linden, dem langgestreckten Prunkaal Berlins, staut sich und wagt, von sanfter Schutzmannshand beflügelt, die hundertausendköpfige Menge.

Staunend läßt sie die bunten Bilder an sich vorüberziehen, von denen sie eigentlich gar nichts versteht, denn selbst von den Allergrößten des Reiches sind nur wenige allgemein bekannt; der König von Sachsen etwa, der Großherzog von Baden und vor allem natürlich Bismarck, den sah von weitem jedes Kind, wenn er die Linden herauffuhr und unter dem Helm der Sendlitz-Kürassiere, von schneeweißen Brauen übersträubt, die ungeheuren, feucht glänzenden Augen über die jubelnden Massen glitten, während die weißbeinulpte Rechte sich von Zeit zu Zeit mechanisch zum Helmrand hob.

Das ist nun vorbei — und vorbei auch der bunte Zug. Das graue Schloß schluckt in seinen weitgeöffneten Portalen die letzten Karossen und Exzellenzen ein. Wir leben wieder am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, und aus Bygones wird Sparta.

Das deutsche Sparta in seinem vollen Glanze! Drüben in der Ruhmeshalle versammeln sich die Offiziere der Berliner Garnison zur großen Parade. Hunderte und Aberhunderte, die Schärpe über den Mantel gezurlet, in Helm und hohen Stiefeln, strömen sie herbei, um das Geheimniß des Stadtkommandanten zu hören, das an gewöhnlichen Tagen vielfach nur noch als eine ehrwürdige Spielerei belächelt, heute seinen tieferen Sinn erhält. „Es lebe Seine Majestät der Kaiser und Königin!“ lautet unab-

änderlich an diesem Festtag die Parole und wird sie lauten, solange es eine preussische Armee giebt.

Von den Wänden des Zeughauses schaut die Vergangenheit in starrem Ernst auf das neue, säbelklirrende Geschlecht herab, das in seinem jüngeren Theil noch nie die mürnermoderne Feldschlacht geschaut, — die ganze bluttriefende Vergangenheit des eisernen Preußen, von Fehrbellin bis St. Privat durch die Meisterhand des Malers zum neuem Leben erweckt. Zerfetzte Banner hängen da, regungslos und vergilbt, um die man einft. Mann an Mann, mit Nägeln und Fäden rang, ungefüge Geschütze lagern da neben einander, aus denen nie wieder der Tod über das Blachfeld dahinsprühen wird, zerfahrene Waffen, zerbeulte Panzer erzählen von längstverschollenem Sturm und Streit, und unten durch die leise raunende und klirrende Versammlung geht das alte Zauberwort: „Es lebe Seine Majestät der König!“

Draußen in weitem Biered, durch die Schutzleute zurückgedrängt, sieht das Volk. Es weiß nicht, was sich im Schloß ereignet, es weiß nicht recht, was im Zeughaus geschieht. Aber das Bewußtsein einer ungeheueren Feierlichkeit, zu der sich diese unzähligen gold- und silberstrahlenden Würdenträger zusammengesunden, lastet schwer auf der erwartungsvollen Menge.

Was sie erwartet? Der Ausländer, der am Abend einer Reichstagswahl zu lesen pflegt, das Berlin, die Hochburg der internationalen, revolutionären Sozialdemokratie, wieder einmal mit erdrückender Mehrheit die Genossen Singer, Liebknecht u. i. w. in den Reichstag entsandt, der Ausländer kann es kaum ahnen, daß diese ungezählten Massen nur darauf brennen, dem Kaiser, ihre Subdigungen darzubringen. Selbrend sind zahlreiche Ordnungsfreunde mitten in dem Trubel. Cylinder, Helme, elegante Damenhüte überall. Aber die dunkle Menge macht es schließlich doch und die . . .

Ein Krauschen und Brausen, wie aufgeregtes Stimmengewirr fluthet die Linden entlang. Die Fahne oben auf den grauen Mauermauern jenseits der Spree beginnt zu zucken, sie fällt in sich zusammen und gleitet nieder: der Kaiser verläßt das Schloß.

Wie ferner Donner rollt das Geschrei des Volkes näher, in Bewir von Hütern und wehenden Damentüchern schwanke regellos über den Häuptern, der Federbusch des Leibjägers auf dem Kopf der Hofequipe flattert darüber hin . . . einen Augenblick schaut ein Jeder, in den Massen hin- und hergewälzt und hilflos geschoben, die wie immer in der Öffentlichkeit tiefsten Züge des Kaisers . . . und schon ist Alles geschwunden . . . ganz in der Ferne wehen über den strudelnden Menschenmäuern noch die schwarz-weißen Federn, klingt das Hurrahgeschrei und wirbeln die Hüte, bis sich das Alles endlich gegen das Brandenburger Thor hin in dem undeutlichen Summen ferner, schwarzer Massen verliert.

Auf allen Gesichtern aber liegt der Abglanz inniger Verfriedigung. „Wir haben den Kaiser gesehen,“ will das sagen. Und was nun die wahre Gefinnung des Berliner „kleinen Mannes“ ist — diese naive Freude oder jener böse, sorgsam gefaltete Zettel, denn er bei der nächsten Reichstagswahl der Urne einverleiben wird, oder eine wechselnde Mischung von Beiden, ich weiß es nicht zu sagen. Das Auer und Bebel am 27. Januar nicht Unter den Linden prominiere, ist selbstverständlich. Wollten aber alle Sozialdemokraten — bei der letzten Wahl 140 000 erwachsene Männer und zumeist Familienväter — mit den Jhren den Linden fern bleiben, so läge die Prunkstraße halb verödet da.

Statt dessen wimmelt und wirt es jetzt auf ihr, wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen. Die blauen Katten der Schutzmänner, die bisher mit merkwürdiger Elastizität den andrängenden Massen Stand zu halten wußten, haben sich freiwillig aufgelöst und dem Steuerzahler raubt kein Machtgebot mehr sein natürliches Recht, auf dem Holzpflaster des Opernplatzes oder dem Asphalt der Linden sich von den heimwärts laufenden Karossen überfahren zu lassen.

Das öffentliche Fest ist vorläufig vorbei — denn zum Brunnmahl im Schloße, der Brunnvorstellung im Opernhaus erschließen sich nur wenigen hundert den Auserwähltesten die Porten, und in zahllose kleine Sektbächlein auseinander rieselnd beginnt die private Feier von Kaisers Geburtstag.

Heute sind in den mit Fichtenguirlanden und Fahnen geziertern Kasernen die Flüche und Kommandos verstummt. An Schweinebraten und Backofen legt sich nach dem Kirchgang die frohgemuth Mannschaft, die Biermarken in der Tasche, die auf dem Kompagnie-Ball Abends verpraßt werden sollen mit den

stramm stehenden Unteroffizieren stoßen Hauptmann und Stenemants, ja sogar der geistreiche Oberst in säuerlich perlendem Nebenast an, und im Kasino knallen die Pfropfen und klingen, überzeugter als irgendwo anders, abermals das dreifache Hurrah auf, „Seine Majestät den König, unsern allergnädigsten Kriegsherrn.“

Heut arbeiten die großen Hotels und Linden-Restaurants auf Tod und Leben. Jedes Eckchen, jedes Zimmerchen ist besetzt von der offiziellen Welt des Reichs und Preußens und was Alles dazu gehört. Die Geheimräthe rotten sich in würdevoll gestickten Fräcken zusammen, die Reserve-Offiziere tafeln zu Hunderten daneben, es feiern die patriotischen Vereine und die städtischen Behörden, die rechtsstehenden Abgeordneten und die konservative Presse, in regellosem Farbengewühl versammeln sich die fremdländischen Militär-Attachés, überall wird gegessen und getrunken, bis am späten Abend die feudalen Bräus die ganze Herrlichkeit in sich aufnehmen und dort in Tabatsqualm und Bierlärm die Nacht des 27. sich in den 28. wendet. Wie da mancher nach Hause kommt, wie er es fertig bringt, aus den wild aufgetürmten Häufen von Dreimasern, Helmen, Säbeln, Galanteriedegen, Claques und Galoesen einen Theil seiner irdischen Habe zu retten, wie es ihm schließlich gelingt, ein Einvernehmen zwischen Hauschlüssel und Schlüsselloch zu erzielen — das sind Geheimnisse von Kaisers Geburtstag, an denen man nicht rütteln soll.

Und in immer neuen Massen fluthet indeß die Menge durch die buntgeschmückten Straßen des Westens, wo die Fahnen aller Nationen sich vor den Hausfronten schaukeln und auch die Hoflieferanten einander im Auspuß ihrer mit den Büsten des Kaiser-Paares gezierten Schaufenster überbieten.

So kommt der Abend! Es erschließen sich die Theater, in denen ein jeder Bühnenleiter — und sei er auch auf ewig zum Hofrath und Ritter hoher Orden verloren — für das bekannte, festlich beleuchtete Haus, wenn nicht gar für Prolog und Jubel-Duverture gesorgt hat, die Cirkusse, die Singspielhallen thun sich dann auf und vor Allem: die Illumination beginnt.

Im ältesten, ehrwürdigsten Theil Berlins, hart am das Hohenzollernschloß, sieht es wie ein ungeheurer Flammeinschein, wie ein blutig lohender Dunst am Himmel. Die großen Kaufhäuser strahlen da in der vollen Pracht des buntgefärbten elektrischen Lichts. Lange Feuerstreifen laufen von diesem Lichtkern Berlins aus, die Linden entlang, wo die Hotels und Cafés prunkvoll schimmern, wo lange Kerzenreihen die oben Fenster des Ministeriums beleben und vor der französischen Botschaft der Stern der Ehrenlegion halberweht im Winde flackert — die Friedrichstraße hinunter, mit ihren hellen Kaufläden, und über die Leipzigerstraße dahin, in denen wiederum mit dem marktshreiterischen Glanz der großen Bazare seltam die nüchterne Sparamkeit des preussischen Fiskus auf der anderen Seite kontrastirt.

Berlin W. ist hell wie am Tage. Und durch seine Straßen, aus denen längst jeder Wagenverkehr verbannt ist, waqt und wandert jetzt Berlin C., O. N. und S., das Berlin jener fernem Gegenden, jener endlosen Massenquartiere, in deren Dunkel sich der Lichtschein des vornehmen Westens schwindend verliert. Keine scharfe Grenze bezeichnet den Uebergang. Mitter wird der Glanz der Schaufenster, seltener die Fahnen, spärlicher die Illumination, bis vielleicht nur noch da und dort ein paar Talglichter auf Blumenunterzügen im Souterrainfenster blinzeln und in der Düstille zwei Geraniumtöpfe das gipferne Haupt des Geburtstagskinds umrahmen. Gut gemeint ist auch das, mindestens so gut wie mancher aufdringliche oder kalt zeremonielle Bruch der Friedrichstadt. Und wenn die Mitternacht hereinbricht, ist sich Alles gleich. Es wird dunkel im Westen, vom Nachthimmel schwindet die Loh, das Summen und Brausen auf den Straßen verhallt — und Kaisers Geburtstag ist wieder einmal gewesem.

Allerlei.

Der Chapeau-claque.

Es war des Kaisers Wiegenfest
Und Freude allerwegen;
Von Nord und Süd und Ost und West
Wünscht man dem Herrscher Segen.

Auch Pastor Frommel macht sich auf
zu wünschen alles Gute:
Er steigt vergnügt zum Schloß hinauf
In Frack und neuem Gute.

Doch weil es sich durchaus nicht paßt,
Den Wunsch im Hut zu jagen:
hängt er, auf Weides nicht gefaßt,
Ihn schnell an einen Salen.

Und während er nun gratuliert,
Ernst, mit entblößtem Scheitel;
In's Borgemach springt ungenirt
Der Kronprinz und Prinz Citel.

Als der Herrn Pastors Hut erblickt
Da ruft er froh und munter:
„Das ist so'n Hut, auf den man drückt!
Den holen wir herunter!“

Gleich steigen beide in die Höh' —
Und lugen rings verflohen,
Daß keiner ihre Absicht sah' —,
Das Wunderding zu holen.

Denn rührt man nur mit leisem Druck
Den Deckel an, o Wunder!
Klappt so ein Hut mit schnellem Ruck
Und lautem „Puff“ herunter.

Die Prinzen mühen sich nun stumm
Den stolzen Hut zu klappen;
Sie drücken rings am Deckel rum —
Die Feder will nicht schnappen.

Da steht Prinz Wilhelm finnen auf
Und spricht: „Es muß doch gehen!
Ich zähle drei! Du leg' Dich drauf!“
Und — kaum gesagt, geschehen.

Der Kronprinz zählt — Prinz Citel fest
Mit lautem Krach sich nieder.
Ja, freilich war's ein Klapphutz jetzt,
Aber auf ging er nicht wieder.

Als Citel den Erfolg erschaut,
Da schmond die frohe Lust;
Doch Kronprinz Wilhelm jubelt laut:
„Und er hat doch gemußt!“

Magdalene aus Leipzig.

Auch eine Erinnerung an die Geburtstagfeier unseres Kaisers. Es war in den Jahren 1872/73 und unter thätigster Monarch, obwohl damals noch ein Knabe von 13 bis 14 Jahren, bekleidete bereits den Rang eines königlich preussischen Sekonde-Lieutenants im 1. Garde-Regiment zu Fuß, als seine erlauchtesten Eltern nach Art der hochseligen Königin Luise es liebten, ihren Söhnen, den Prinzen Wilhelm und Heinrich Spielgefährten aus gleichgesinnten Kreisen zuzuführen, um die Jugend unter sich abzuschließen und nach Anabenart gründlich auszubilden zu lassen. Zwar waren die sieben Spiel- und Studiengenossen des damaligen Prinzen Wilhelm die beiden Söhne seines Erziehers, eines Herrn v. Bronisowski, doch mußte Sonntags dieser Gefährtenkreis erweitert werden, und man griff auf die Jünglinge des Kadettenhauses zu Potsdam zurück; denn damals befand sich das Postlager des späteren Kaisers Friedrich mit geringen Unterbrechungen meist ebendort im Neuen Palais. Nach dem Grundtag des Kadettenkorps, welchem Fürstensöhne und Bürgerliche einverleibt waren, von denen aber ein Jeder mit gleichem Stolz auf die Verdienste seiner Eltern und Vorfahren um Thron und Reich zu blicken vermochte, wurden nur Musterknaben, d. h. solche, die sich durch Fleiß und vorzügliche Führung auszeichneten, der hohen Ehre, ein Spielgenosse unseres einstigen Kaisers zu werden, theilhaftig. Schreiber dieses, ein Bürgerlicher aus einer alt angekommenen Offiziersfamilie, jaß damals in der Tertia des Potsdamer Kadettenhauses und bekleidete den Rang eines Unteroffiziers und Kompanieführers; er wurde also a conto dieser Auszeichnungen von seinem Vorgesetzten als Musterknabe angesehen und als Spielgefährte der kaiserlichen Prinzen designirt. — Es war im Sommer 1872, und mein Geburtstag, zu welchem ich mir bereits einen Urlaub zu den Meinigen nach Berlin ausgewirkt hatte, fiel auf einen Sonntag, an dem vier Kameraden meiner Kompanie nach dem Neuen Palais befohlen wurden. Mein damaliger Kompanie-Chef von Tschischwitz ließ mich am Sonnabend vorher rufen, theilte mir mit, daß mein Urlaub nach Berlin seinerseits zwar genehmigt sei und ich den Abend bereits ansetzen könnte, doch stelle er mir anheim, ob ich diesen nicht lieber ausschlagen wollte; wenn mir die hohe Ehre zu Theil würde, am Sonntag Nachmittag nach dem Neuen Palais als Spielgefährte unseres einstigen Monarchen entandt zu werden. Das für einen Kadetten ein Urlaub über Nacht ins Elternhaus bedeutet, was mütterliche Liebflosungen nach

langer Trennung und noch dazu am Geburtstage besagen — Begrüßung der einstigen Schulfreunde, elterliche Anhänglichkeit, Geld und Ausbringung eines mindestens eine Woche vorhaltenden „Festlobers“ zur Aufbesserung der frugalen Anstaltskost, alles — alles ward in den Wind geschlagen, um der Ehre willen, meinen derzeitigen Kaiser ein Spielgefährte gewesen zu sein. Die hietaus möglichen Chancen des Glückes berechnete man nicht, denn man war Knabe mit kindlichem Gemüth und — man that wohl dar in — denn heute?! — Um kurz zur Sache zu kommen, — am bewußten Sonntag waren wir Designirten nach mehrmaliger Revision und Jurruktion würdig befunden worden, unter die Augen unserer Herrscherfamilie zu treten. Bald nach der Mittagstafel in der Anstalt fuhr ein königlicher Wagen mit einem überbetretenen Kutscher und Passagier vor die altersgrauen Häuser des Kadettenhauses, und wir vier auserlesenen Jünglinge, Fürst Gbyle, von Derenthal, von Sebel und meine Wenigkeit, stiegen mit Grandezza in die Equipage, die uns in schönem Tempo dem Orte unserer Bestimmung zuführte. Nachdem uns in den Straßen wie im königlichen Parke wiederholt die nicht verdiente Ehre wiederfahren war, von Militärs wie Civilisten in devotester Weise die Reverenz erwieien zu erhalten, gelangten wir vor dem Neuen Palais an. Eine vergnügte Schaar von Knaben stürzte uns entgegen. Prinz Wilhelm machte sich uns bekannt, stellte uns seinem Bruder Heinrich und den bereits anwesenden Edelknaben vor, und mit verchiedenen Händlungen, Honneurs und Händgedrücken waren wir bald ein einia Volk von Brüdern. Dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm wurden wir Kadetten durch den Herrn Civilgouverneur vorge stellt, und nachdem wir im Beisein der hohen Herrschaften unserer Köffe und Kuchen mit vielem Behagen eingenommen hatten, spazierten wir, da ein Gewitter mit Regen heraufgeogen war, in die oberen Räume des Palais, wo sich allerlei Spiel- und Turngeräthschaften der Prinzen befanden. Wenn der nicht Eingeweichte vis-à-vis dem Neuen Palais steht und gerifferrmaßen im Tschischwitz die ovalen Fenster erblickt, so hält er es kaum für möglich, daß diese Räume allerhand Turngeräth, Kegelbahnen zc. enthalten; und dennoch sind dieselben hoch und weit genug, um einer Schaar ausgelassener Knaben nach allen Richtungen hin einen geräumigen Tummelplatz zu bieten. Die vorhandenen Geräthschaften wurden denn auch weidlich ausgenutzt, und es herrschte bald eine Ungezogenheit zwischen uns Knaben, als ob die kaiserlichen Prinzen unser Gleiches und Prinz Wilhelm nicht bereits unser Vorgesetzter als Lieutenant wäre. Als das Gewitter sich verzogen hatte, mußte Prinz Heinrich seinen Gouverneur und uns zu bestimmen, zu seinem Vie-lingstummelplatze, dem auf einer neben dem Palais befindlichen Rasenfläche errichteten Mastbaum mit voller Tafel, hinauszumwandern. Wurde Prinz Wilhelm uns durch sein freundliches Wesen und durch sein mancherlei Fertigkeiten im Spielhause zu entzücken, so setzte uns, obwohl wir als gute Turner galten, die Behendigkeit und der Wuth den Prinz Heinrich an dem Schiffmaße bewies, geradezu in Erschauer und Bewunderung und eiferte uns mächtig an, ihm die fernändlicher Produktionen nachzuahmen. Ballspiele, Wettkämpfe, Ringkämpfe, Gewerks und Schießübungen, verkürzten uns derart die Zeit, daß wir ganz erstaunt waren, als uns die Stimme des Gouverneurs zur Einnahme des Abendessens ermahnte. In den prinziplichen Räumen des Palais war uns eine Abendtafel errichtet und reichlich mit gedochter Cokolade, Kuchen, Cafés und Sandwichs besetzt. Die Ereignisse des Nachmittags und die dokumentirten Fertigkeiten eines Jeden wurden noch lebhaft erörtert, als das erlauchte Kronprinzenpaar hereintrat und mit göttlicher Besorgtheit und unter Benehung unserer stets hungrigen Kadettenwagen nach dem Richten sah. Unser Urlaub neigte sich schon stark seinem Abgange zu, und da auch diese höchste Protektion uns keineswegs eine Urlaubsüberschreitung gestattete, so mahnte der Kronprinz uns zum Ausbruch, wünschend, daß Fleiß und gute Führung es uns noch oft vergönnen möchten, seiner Familie Gäste zu sein. Die hohe Frau hatte zum Abschiede dafür gesorgt, daß einem Jeden von uns Kadetten ein Päckchen mit Näscheren mitgegeben wurde, ganz wie es unsere Mütter und Tanten zu thun pflegten. Nach dem Abschiede von den hohen Herrschaften brachten die Prinzen uns bis zu dem vor dem Palais harrenden Wagen, der uns nach ausgetauschten Abschiedsworten und Händgedrücken eiligst in die öden Mauern des Kadettenhauses zurückführte. Unsere Seele war zwar voll der erhebendsten Eindrücke, aber unsere Wagen sehnten sich nach der geruhnten derbereren Anstaltskost, stoff der uns heute aber U.berreite von der Offizierstafel, zu denen der Herr Oberst zwei Flaschen Nothwein hinzugesellt hatte, zu Theil wurden. — Lange Jahre sind seitdem verfloßen, der einstige Knabe Wilhelm ist unser derzeitiger thätenthrätiger Kaiser, umgeben von einer Schaar munterer Kinder, und Schreiber dieser Zeilen, der einstige Spielgefährte des Monarchen, hat des Kriegers Schmuck mit dem bürgerlichen Gewande, das Schwert mit der Feder vertauschen müssen, aber die Erinnerung an jene Tage der Jugend stehen unauslöschlich im Herzen geschrieben.

Folgsam. Eine Mutter giebt ihrem Söhnlein gute Lehren. Unter Anderem sagt sie ihm, er solle nie auf morgen verzichten, was er heute thun könne. — „Ei, Mama,“ ruft der kleine Mann aus, „dann laß' uns doch den übrig gebliebenen Apfelsack noch heute Abend essen!“

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gehensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87